

Samstag, 4. Januar 2025

# Das verhinderte Heimspiel

Die Basler Pianistin Irina Georgieva sollte im Januar im Stadtcasino auftreten. Wegen des Sinfonieorchesters muss sie nun verzichten.

**Florian Oegerli**

Hinter der schöngeistigen Klassikszenelauert zuweilen das Klein-Klein des Allzumenschlichen. Den Eindruck gewinnt, wer sich auf das Beethoven-Konzert der Basler Pianistin Irina Georgieva gefreut hat, die am 4. Januar mit der Philharmonia Frankfurt im Stadtcasino hätte auftreten sollen.

Auf den Werbeplakaten steht ihr Name zwar weiterhin. Doch auf der Stadtcasino-Website ist an ihrer Stelle der russische Pianist Konstantin Emelyanov aufgeführt. Dies trotz der Konzerte von Georgieva mit der Philharmonia Frankfurt am 2. Januar im deutschen Freiburg und am 3. Januar in Bern.

Das Basler Konzert wäre Georgievas dritter Stadtcasino-Auftritt in Folge gewesen. Bereits am 4. und 5. Dezember 2024 war sie dort mit dem Sinfonieorchester zu hören. Und diese Auftritte sind der Grund für ihre kurzfristige Absage. Zwar hatte die Pianistin dem Veranstalter WMC Media vor über einem Jahr für den 4. Januar 2025 zugesagt, wie der CEO Recep Avci bestätigt. Dann jedoch erhielt sie vor wenigen Monaten die Anfrage des Sinfonieor-

«Es ehrt uns, dass das Sinfonieorchester uns als Konkurrenten empfindet.»



Die Pianistin Irina Georgieva. Bild: zvg

chesters für die Konzerte im Dezember. Diese hatte einen Haken: Eine Klausel im Vertrag verbat ihr andere Auftritte in der Region. Also sagte die Künstlerin Avci kurzfristig ab.

Man sei ihr gerne entgegengekommen, erklärt der WMC-CEO: «Wir bewundern Frau Georgieva und das Sinfonieorchester und wollten ihr diesen

Auftritt ermöglichen. Auch wenn wir es nicht schön finden, dass es diese Klausel gibt.» Er gehe davon aus, dass das Sinfonieorchester auf Frau Georgieva eingewirkt habe, so Avci: «Bei uns haben sie sich nie gemeldet.» Er fühle sich geehrt, «dass das Sinfonieorchester uns anscheinend als Konkurrenten empfindet.»

Ein Stadtcasino-Auftritt vom 26. Januar fällt der Sinfonieorchester-Klausel ebenfalls zum Opfer: Georgieva hätte dann an einer Tschaikowsky-Neujahrs-gala spielen sollen. Auch für dieses Konzert musste die WMC Media einen anderen Solisten finden, während Georgieva am Tag zuvor in Aarau auf-treten darf.

**Stadtcasino wusste von nichts**

Diese Absagen hatten für das kleine Familienunternehmen WMC Media finanziell nachteilige Folgen. Denn die Werbep plakate waren längst fertiggestellt und liessen sich nicht mehr rechtzeitig anpassen. Zudem gebe es für das Basler Konzert mit dem Ersatz-Solisten noch freie Plätze, während das kommende Konzert von Georgieva mit der Frankfurter Philharmonia in St. Gallen praktisch ausverkauft sei, so Avci.

Was sagt das Stadtcasino dazu? Batschi Dürr, Präsident der Stadtcasino-Kommission und Partner von Irina Georgieva, verweist an den Stadtcasino-Direktor Thomas Koeb. Dieser teilt mit, man sei «lediglich vom Veranstalter über den Besetzungswechsel informiert» worden, habe aber nichts

über die Hintergründe gewusst. Franziskus Theurillat, der Orchesterdirektor des Sinfonieorchesters, bestätigt, man würde die eigenen «Engagementsanfragen mit einer Exklusivität anbieten». Das bedeute, dass in der Konzertsaison «Auftritte bei einem anderen Veranstalter in der Region nicht möglich» seien.

Zu diesen anderen Veranstaltern zählt das Neue Orchester Basel, einer der Konkurrenten des Sinfonieorchesters bei der Vergabe von Fördergeldern. Interessant dabei: Dessens künstlerischer Leiter Christian Knüsel dirigiert am WMC-Konzert vom 26. Januar. Auf die Frage, ob diese Tatsache für die Einflusnahme des Sinfonieorchesters hinter den Kulissen eine Rolle gespielt habe, wollte Theurillat nicht antworten.

So oder so muss man in ihrer Heimatstadt nun auf zwei Auftritte von Irina Georgieva verzichten, während die Pianistin auswärts in ausverkauften Sälen spielen darf. Dem Sinfonieorchester mag das entgegenkommen – für den Kleinveranstalter WMC Media und das Basler Publikum ist es ein Verlust.

«Beethoven 5», Stadtcasino Basel, 4.1., 20 Uhr.

## Vom Mörser bis zum Mordwerkzeug

Die Arbeiten von Basler Giessern ermöglichten das Heilen und das Töten. Eine Ausstellung gibt Einblicke in ihr vergessenes Handwerk.

**Florian Oegerli**

Zwischen Leben und Tod liegen manchmal nur ein paar Arbeitstage. Zumindest war das bei den Basler Giesserdynastien Roth und Weitnauer so. Ab 1580 versorgten beide Familien 200 Jahre lang den gesamten alemannischen Raum mit Kirchglocken und Mörsern – und mit Kanonen.

Stellt man diese drei Gegenstände nebeneinander, wie das aktuell das Pharmaziemuseum der Universität Basel tut, wird ihre Verwandtschaft klar: «Eine Glocke gleicht einem umgedrehten Mörser, bei dem der Stössel als Schlägel dient», sagt Kevin Hütten, der Kurator der Ausstellung «Mörser – Pharmazie mit Geschmack». In der Tat sehen der grosse Mörser und die darüber hängende, ebenfalls um 1700 entstandene Glocke wie Geschwister aus. Die Familie Roth stellte beide Gegenstände her, indem sie flüssige Bronze in vorher in die Erde vergrabene Formen goss – Schillers «Lied der Glocke» lässt grüssen.

Ein Cousin beider Objekte steht daneben: eine Petarde. Das Geschütz, das wie eine Glocke mit Hörnern aussieht, diente in der Frühen Neuzeit als Waffe: «Bei Belagerungen konnte man damit mithilfe des durch Schiesspulver erzeugten Drucks Türen aufbrechen», sagt Hütten. Nicht nur der Basilisk, sondern auch die Flammenmuster, welche die Petarde verzieren, wirken auch noch Jahrhunderte nach dem Guss sehr baslerisch. «Diese Flammenheraldik war damals beliebt – findet sich aber noch heute auf vielen Basler Trommeln und dem neuen FCB-Trikot», sagt der Kurator.

Doch obwohl die Roths und die Weitnauers unzählige Mörser und Glocken im gesamten Dreiland herstellten, ist über sie nur wenig bekannt. «Sie sind nicht unerforscht, aber unterforscht», sagt Hütten. Das liege daran, dass ihr Handwerk in Basel lange wenig Prestige genoss. Entsprechend ist un-

bekannt, wo sich ihre Giesserhütten befanden. Der Kurator tippt auf den Stadtrand, da das Handwerk nicht nur Rauch und Hitze, sondern auch eine stetige Brandgefahr mit sich brachte.

Bekannt ist dagegen, dass die beiden Familien Weitnauer und Roth nicht nur durch Heiraten miteinander verbunden waren, sondern auch immer wieder zusammen Glocken und Mörser gossen: «Das zeigen viele Aufschriften auf den Objekten.» Auch sonst legte man Wert auf den Schutz der Eigenmarke: Als eine Weitnauer-Witwe eine Basler Giesserei mit einem angeheirateten neuen Partner unter dem Namen

der Weitnauers weiterbetreiben wollte, zog die Familie vor Gericht. Das Paar musste die Stadt verlassen.

Die Geschichte der beiden Familien ist aber nur eine Facette der neuen Ausstellung. Das Mörsern habe eine 100 000 Jahre alte Geschichte, erklärt Hütten und zeigt zum Beweis auf das Foto eines steinzeitlichen Proto-Mör-sers aus einer Muschel. Die Bedeutung des Mörsers zeige sich auch in der eigenen Sammlung: «Wir haben über 350 Mörser im Haus und erhalten immer wieder neue geschenkt», so Hütten. Seit der Frühen Neuzeit habe der Mörser als das Symbol der Pharmazie ge-

golten. Viele Apotheken warben mit Mörsern, und auch auf dem Schild das Museums prangte das Gerät noch bis vor wenigen Jahren.

**Grenzgänger zwischen Handwerk und Heilkunst**

«Der Mörser erinnert daran, dass sich die Pharmazie immer zugleich als eine Wissenschafts- und eine Handwerks-tradition verstand. Apothekerinnen und Apotheker müssen nicht nur mit dem Mörser hantieren können, sie müssen auch wissen, was in welcher Dosis in ihn hineinkommt», sagt der Kurator.

Gerade das Hantieren bedeutete dabei in früheren Zeiten körperliche Schwerarbeit. Das beweist in der Ausstellung ein hüfthoher Mörser, der über 100 Kilo schwer ist. Obschon das Pistill allein 7 Kilo wiegt, standen solche Riesenmörser einst ganztags im Einsatz. Sie dienten vermutlich zum Zerstoßen grösserer Materialien, bevor diese dann in kleineren Mörsern noch weiter zerkleinert wurden. Für diese Tätigkeit gab es eine eigene Berufsgattung: den Stösser. Diese ungelernnten Arbeiter hätten in der Frühen Neuzeit «zuhauf» existiert, so Hütten.

Während die Apotheker vorne Medikamente verkauften, leisteten diese Malocher in den Hinterräumen eine Art Akkordarbeit avant la lettre. Immerhin standen mit der Zeit Vorrichtungen, die ihnen das Bedienen des Pistills mithilfe eines Gegengewichts etwas erleichterten. Trotzdem zeigt die Anekdote, das sich am Mörser auch etwas über die damalige soziale Ordnung erkennen lässt.

Doch auch die Verbindung zwischen Mörser und Gaumenfreude kommt nicht zu kurz. Im letzten Raum treffen die Bücher der beiden Basler Köchinnen Tanja Grandits und Anna Wecker aufeinander. Letztere gilt mit ihrem 1597 erschienen «New Kochbuch» als erste deutschsprachige Kochbuchautorin überhaupt – und war wie Grandits eine grosse Verfechterin des Mörserns, das den Geschmack von Gewürzen besonders gut hervorbringt.

Wer von der Mörser-Theorie in die Mörser-Praxis wechseln möchte, darf sich freuen: Am Ende der Ausstellung kann man kostenlos eigene Badesalze herstellen und mit nach Hause nehmen, als duftende Erinnerung an 100 000 Jahre Kulturgeschichte.

«Mörser – Pharmazie mit Geschmack», Pharmaziemuseum der Universität Basel, bis am 27. April. Führungen jeweils sonntags um 14 Uhr.



Kevin Hütten, aufgenommen in der Ausstellung «Mörser – Pharmazie mit Geschmack».

Bild: Juri Junkov